

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 211 (1938)

Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Bernbiet ehemals und heute.

Allerhand Bäder im Bernbiet.

Der Kalendermann, der im letzten Jahre seine Leser in die altberühmten Bäder auf dem Gur-nigel, in Weissenburg und Blumenstein geführt hat, will weiter Umschau halten im Kanton herum nach den alten, heimatlichen Badeorten, die im Bernerland je und je eine so große und eigenartige Bedeutung gehabt haben. Zum größten Teil spielen sie auch heute noch beim Berner Volk ihre wichtige Rolle, sei es als Heilquelle für allerhand Gebrechen, sei es als beliebte Ausflugsorte, als „Freibädli“, in denen der Fischtrog wichtiger ist als die Badewanne, der Wein größere Anziehungskraft ausübt als der Brunnen, der einst den Ruf des Ortes begründete. Der Wandel der Sitten hat auch auf diesem Gebiet einschneidende Veränderungen bewirkt. Das Baden ist aus einer gelegentlichen Reinigungskur zu einem täglichen Bedürfnis, zu einem Sport geworden. Was früher in einem heimlichen Kämmerlein vor sich ging, ist heute ein öffentliches Volksvergnügen geworden. Jedes Dorf, das etwas auf sich hält, hat heute sein Strandbad, und wo früher vereinzelt Badende als Gefährder der Sittlichkeit gesteinigt wurden, da tummelt sich jetzt die ganze Einwohnerschaft in Licht und Luft, Sonne und Wasser. Wie zu den Bergen hat sich die Einstellung des Menschen zum Wasser im Laufe des letzten Jahrhunderts grundlegend geändert. Aber wie man immer trotz aller Abneigung die Berge erklimmen mußte, so war auch ein Bad ab und zu eine Notwendigkeit, nicht bloß der Reinlichkeit wegen, darin war man nicht sehr anspruchsvoll, wohl aber zu Heilzwecken, denn die Heilkraft einzelner Wasser und Quellen erwies sich immer wieder in wunder-tätigen Erfolgen.

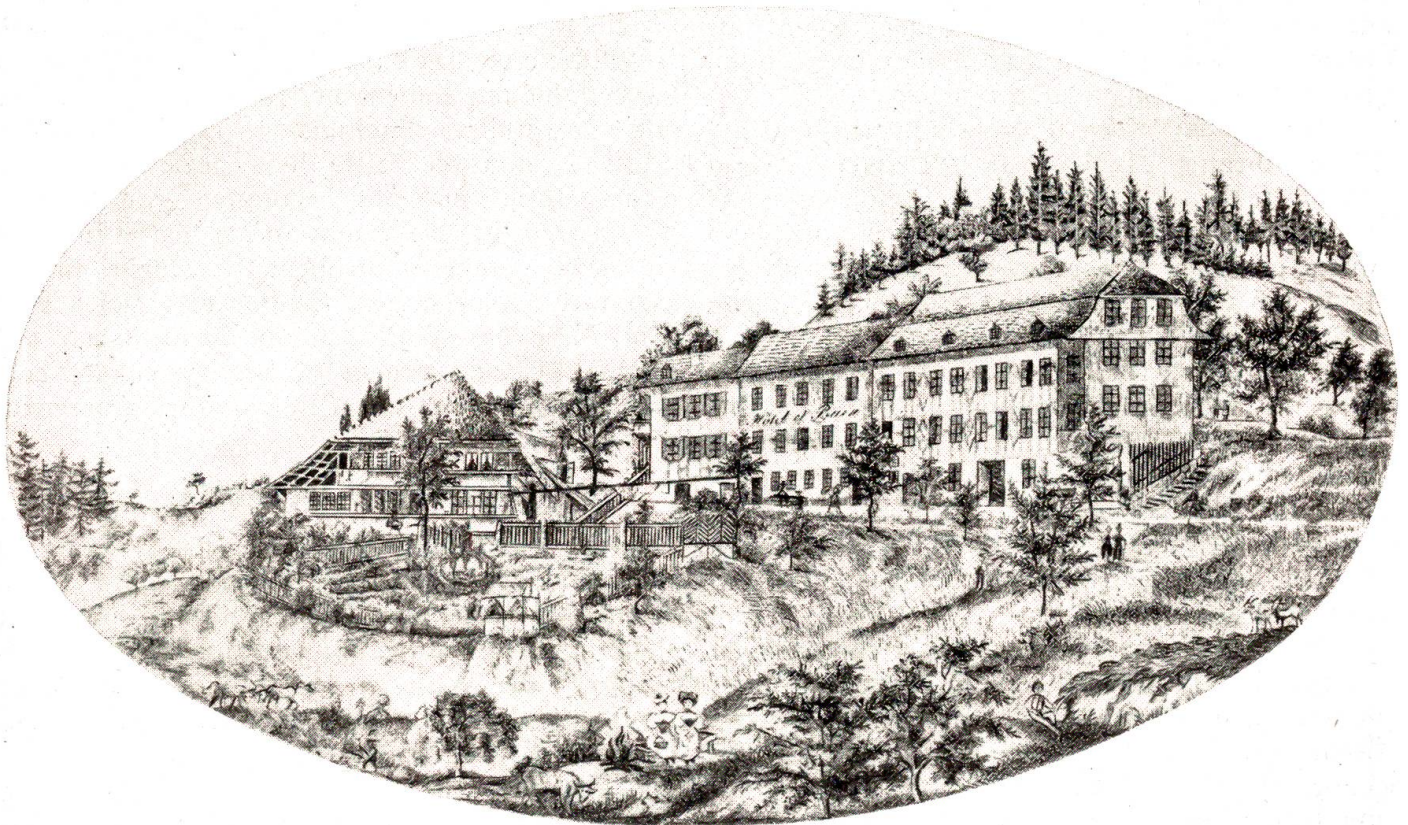
Wo ein solcher Jungbrunnen bekannt war, strömte das leidende und brennende Menschen-volk zusammen, und da ein solches Zusammenströmen sich wirtschaftlich überaus vorteilhaft auswirkte, so suchten spekulative und geschäftstüchtige Köpfe auch immer wieder nach neuen Heilquellen, um sich die leidenden Mitmenschen tributpflichtig zu machen.

Das 18. und das 19. Jahrhundert waren in dieser Wassersucht besonders tüchtig, und wo nur eine Quelle sprudelte, da schrieb man ihr auch Heilkräfte zu. Konnte man die hohe Obrigkeit von solcher besondrer Tugend des Wassers überzeugen, so ließ sie sich auch leichter zur Erteilung eines Wirtschaftspatents bewegen, und das war meist die Hauptsache. Die Landleute waren auch froh, wenn sie ein solches Heilbad in der Nähe hatten, und förderten ihrerseits diese Vermehrung der Gelegenheiten, sie setzten sich auch mit Vorliebe in den Besitz der Quelle und des Badhauses, das sie einem Wirt verpachteten. So finden wir um die Mitte des 18. Jahrhunderts fast die Hälfte der bernischen Bäder im Besitz der Bauern-gemeinden. Ein Statistiker des 18. Jahrhunderts zählt im Jahre 1743 nicht weniger als 24 solche Badegelegenheiten im Kanton Bern auf. Früher schon hat der gelehrte Zürcher Naturforscher J. J. Scheuchzer deren eine stattliche Zahl erwähnt, die schon einen gewissen Ruf genießen mußten. Wir sehen aber gerade aus dieser Aufzählung, daß die Mehrzahl der Bäder nicht auf ein so hohes Alter zurückblicken kann, wie sie es gern für wahr halten möchte. Die eigentliche Mode des Badens entstand erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und dauerte etwa hundert Jahre lang.

Wir können uns diese Volksbäder, die zumeist der näheren Umgebung dienten, nicht einfach genug vorstellen. Ein paar Kammern mit einem oder mehreren Badkästen, welche mit dem in hölzernen Dünkeln hergeleiteten Wasser gefüllt wurden, nachdem dieses nach Bedarf gewärmt worden war, ein paar Tücher zum Abtrocknen, und die Badeeinrichtung war fertig. Daneben aber ein Stübli, in dem mit einem guten Essen und süffigem Wein aufgewartet werden konnte, denn an diesem zweiten Fingericht hing meist der Ruf und Ruhm eines Bades und seiner Heil-kraft. Schon die alten Ruhmredner der Heil-bäder priesen vor allem die stille, einsame Lage, die wohlthuende Ruhe und die friedliche Aussicht, die das meiste zu der Gesundung beitrügen. Gewöhnlich kamen die Besucher nur zu kurzem

Aufenthalt, vorzugsweise an Samstagen und Sonntagen, und das Bad war mehr Vorwand für ein gutes Essen und gemeinsame Lustbarkeit, die für die Eintönigkeit des Werktags entschädigen sollten. So wurden die Bäder öfters auch Anlaß zu üppigem Wesen und verursachten den gestrengen Chorrichtern viel Arbeit und verhalfen

Fleisch gestern aufgegessen und das Brot am Morgen, oder aber, wenn sie etwas hatten, so ließen sie sich bezahlen, daß einem das Liegen weh tat. Sie wollten halt so und so viel aus dem Bade ziehen, und jeder Gast sollte seinen Anteil daran bezahlen. Nun meinten sie, wenn hundert Gäste kämen, so hätten sie das Recht, aus diesen



Rüttihubel.

Das Rüttihubelbad vor etwa hundert Jahren.

Lithographie (Landesbibliothek).

den Landvögten zu nahrhaften Bußen. Die abseitige Lage dieser Badewirtschaften machte sie auch zu bevorzugten Gelegenheiten für unbeobachtete Stelldichein der jungen Burschen und Mädchen. Reizend hat Gotthelf dieses Motiv verwertet in seinem Roman „Geld und Geist“, in dem Resli sein Anne Mareili in ein solches Bad bestellt. „An einem Orte, von Natur einsam, lag ein Bad, das wegem Wasser bsunderbar berühmt war, wegen den Wirtsleuten aber destweniger, denn entweder hatten sie nichts, das

hundert Gästen den gleichen Profit zu ziehen, als sie gezogen hätten, wenn tausend Gäste gekommen wären. Das Publikum versteht bei solchen Rechnungen aber nicht Spaß, und da ihm meist an der Wirtschaft mehr gelegen ist als am Bade, so ward der Ort nicht nur von Natur einsam, sondern auch von Menschen leer, und wer was Ruhiges wollte, der fand es dort Sonntag und Werktag.“ Resli konnte auslesen unter den Bädern im Unteremmental: das Löchlibad bei Wäsen, das Biembachbad bei Rüegsauschachen, das Brit-

ternbad bei Rüegsau, das Riedbad und Tannenbad bei Sumiswald, das Krummholzbad bei Trachselwald, das Ruttelbad bei Arni, Schult heißenbad und Häberenbad bei Huttwil, das Kappellenbad bei Wynigen, das sind nur ein paar Namen aus der näheren Umgebung. Die einen, wahrscheinlich auch das von Kesli besuchte, sind eingegangen, andere sind noch heute erkennbar an dem Autopark, der an Sonntagen davor aufgereiht ist, wenn Speis und Trank ihren Ruhm bis nach Basel hinausgetragen haben.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts zählt der Defan Gruner 24 Bäder im Bernbiet auf, um die Mitte des 19. Jahrhunderts hat sich ihre Zahl vervielfacht. Zwei Duzend haben bestimmte und ausgesprochene Mineralwasser, ein Duzend bekennet sich zu gewöhnlichem Wasser, vier Duzend sind von unbestimmtem Gehalt, bezeichnen sich aber doch als Mineralquellen, und weitere zwei Duzend sind bereits eingegangen. Gefällige Chemiker und Apotheker fertigten jeweilen vielversprechende Analysen an, aus denen die Heilkraft des Wassers für alle möglichen Gebrechen erwiesen werden konnte. Am begehrtesten waren stets die Bäder gegen Gliedersucht, das unter dem Landvolk verbreitetste Übel.

Wenn wir die Liste der Bäder, die Gruner aufgestellt hat, durchgehen, so finden wir darunter manches, das sich noch heute eines guten Rufes erfreut. Neben den drei Stockhornbädern, Weissenburg, Gurnigel und Blumenstein, denen wir im letzten Jahr unsern Besuch gemacht haben, waren damals schon im Gebrauch der Schlegweg, Schnittwener, Enggiststein, Gutenberg und Worbenbad, die auch heute noch zu Kurzwecken besucht werden. Andere, wie Thalgut, Sommerhaus, Lochbach und Langenthal, haben sich mehr nach der Seite der guten materiellen Verpflegung entwickelt und es zum Teil darin zu erfreulicher Blüte gebracht. Noch andere führen ein mehr verborgenes Dasein oder sind ganz verschwunden, wie das Moosbad bei Lauperswil, Rohrbad bei Biglen, Fausbad und Riedbad bei Sumiswald, das Badhaus in Bolligen, Bürgiswener bei Madiswil, Scherzligen, Brunbachbad bei Höchstetten und Brüttelen bei Ins. Die alle waren in der Mitte des 18. Jahrhunderts in der Mode, ebenso wie das Bad im Marzili und der Schwä-

felbrunnen in Bern, dessen Örtlichkeit ich nicht nachzuweisen vermag. Dagegen finden wir manchen heute bekannten Namen noch nicht auf der Liste.

In Bern selbst ging es lange, bis die Freuden des offenen Arebades entdeckt und weitgehend ausgenutzt wurden. Während sich heute zur Sommerszeit das Badeleben in ungezwungener Freiheit dem ganzen Areufer entlang bunt und fröhlich abspielt und Tausende dort Ausspannung und Erholung suchen, verkroch man sich früher in enge, finstere Badstübchen. Daß dadurch der Anstand und die Sitte stets gewahrt worden wären, könnte man nicht behaupten. In Casanovas Memoiren sind die Bäder an der Matte in Bern in nicht gerade schmeichelhafter Weise in die Literatur eingegangen. Später war dieses Bad am Fuße der Plattform als Françaisbad viel besucht. Ebenso gegenüber das Inselbad, dem ebenfalls die Ehre widerfuhr, literarisch verewigt

Unser Farbenbild.

Die Landschaft von Johann Friedrich Walthard, 1818–1870 (siehe Jahrg. 1903, Seite 48), aus dem Jahre 1864 ist von ihm selbst als «Le Jura, la capitale Berne et le village de Wabern en Suisse» bezeichnet worden. Walthard hat das Bild wohl im Auftrage der Familie Sprenger gemalt.

Vor uns liegt noch ganz in Bäumen und Gärten versteckt das Dörflein Wabern. Das Grundstück mit dem noch heute stehenden großen Bauernhaus in der Mitte des Bildes ist das Sprengergut. Im Hintergrunde erkennt man das alte Bern, den Christoffelturm, die alte Insel, das alte Münster. Der Jura schließt den Horizont ab und geht allmählich in den tiefblauen Sommerhimmel über.

Ruhe liegt auf Stadt und Land. Auch die Bauernfrau mit ihrem Kinde und der „Wedelenbueb“ blicken friedlich und unbesorgt ins schöne Bernbiet.

So zeigt uns Walthard trefflich das Bern der 60er Jahre. Ein Blick vom Fuße des Gurtens heute läßt uns erkennen, welche große Änderungen die Stadt in den letzten 50 Jahren erfahren hat.



G. G. G., Bern

Blick vom Fuße des Gurtens gegen Bern
Nach einem Elgemälde (1864) von J. F. Walther (1818–1870)

zu werden als Schauplatz einer Novelle von Paul Henje. Das Badegebäude enthielt nach einer Beschreibung aus der Mitte des letzten Jahrhunderts „zu ebener Erde 15 heitere und geräumige, zum Teil tapezierte, zum Teil bemalte Badezimmer mit je zwei hölzernen Badefästen und versehen mit bequemem Mobiliar, wie Fauteuils, Vorhängen, Fußteppichen, Spiegel, Glockenzügen usw. Das aus der Aare zugeleitete Wasser gelangt nach der Erwärmung durch metallene Röhren zu den Badewannen. Umgeben von einer angenehmen Anlage und Gärten, in denen sich die Gäste unter dem Losen der über die nahe große Schwelle fallenden Aare ergehen können, wird diese Anstalt auch als Erholungs- und Vergnügungsort häufig besucht.“ Auf ein hohes Alter konnten auch die Marzilibäder, das innere und das äußere, zurückblicken. Daneben finden wir zu jener Zeit noch das Altenbergbad, das Laufeneggbad bei der alten Nydeckbrücke, beide noch mit einer Flußbadanstalt verbunden, wo man, durch Gitter geschützt und in den Fluß hinausgebaute Zimmer den Blicken verborgen, im Aarewasser baden konnte. Aber schon im Anfang des Jahrhunderts hatte sich das Bedürfnis nach offenen und öffentlichen Badegelegenheiten geltend gemacht, und 1822 wurde der Badweiher erstellt, ein mit einem Steindamm eingefasstes Bassin von 190 Schritt Umfang. Es folgten später oberhalb am Auslauf des von der Aare abgeleiteten Kanals das Studentenseelein — in seinem oberen Teil Bubenseele genannt — und noch weiter oben mehrere Badeplätze. In den sechziger Jahren tauchte endlich ein Projekt auf, größere und bequemere Badegelegenheiten einzurichten, aus denen endlich die wundervolle und vorbildliche Badeanlage entstand, die heute einen großen Teil des Flusses oberhalb der Stadt dem sommerlichen Vergnügen dienstbar macht.

Wichtiger aber waren für unsere Vorfahren, die aus der Hygiene noch keine Lebensfrage machten, die Bäder, in denen sie Heilung oder Linderung ihrer mannigfaltigen Gebrechen finden konnten. Aber nicht alle konnten sich eine Reise in die Ferne und einen kostspieligen Aufenthalt in Baden oder in Leuk gestatten, viele mußten sich begnügen mit näheren und billigeren Gelegenheiten. Als eine solche war das Bad Enggi-

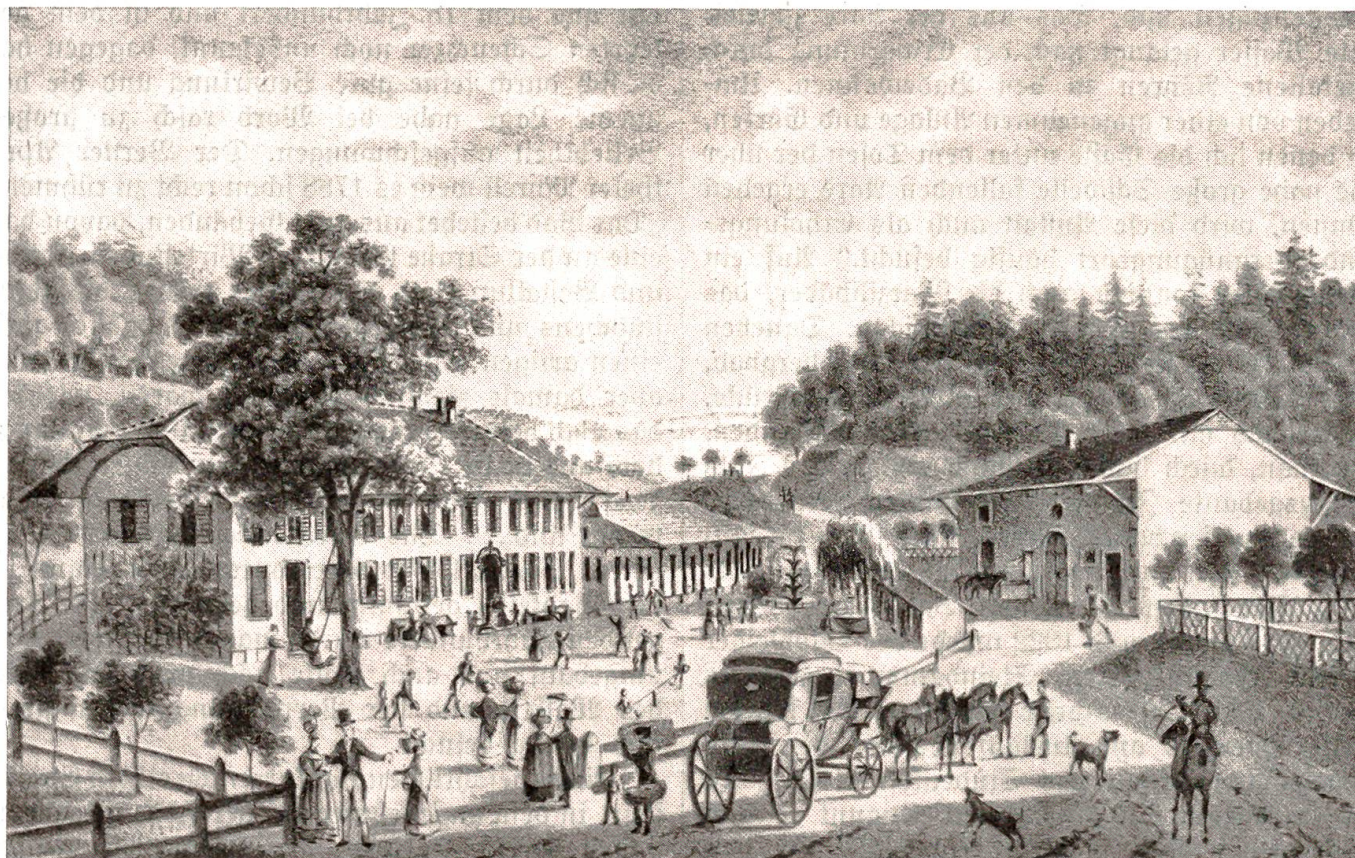
stein besonders beliebt bei den Bernern. Wenn der verstorbene Professor für Rechtsgeschichte, Karl Geiser, in seinem launigen Theatergespräch „Es Badgriecht im Muggistei“, das 1922 vor den schweizerischen Juristen aufgeführt wurde, eine Badeordnung für Enggiststein aus dem Jahre 1552 vorlesen läßt, so hat er sich damit erlaubte dichterische Freiheiten genommen. Das Bad stammt erst aus dem 18. Jahrhundert und ist dem gelehrten Scheuchzer noch unbekannt, dagegen hat es sich durch seine gute Bewirtung und die bequeme Lage nahe bei Worb rasch zu großer Beliebtheit aufgeschwungen. Der Berner Apotheker Morell weiß es 1788 schon recht zu rühmen: „Das Bad bestehet aus zwei Gebäuden, davon das eine an der Straße ist und die Wirtsstuben, Küche und Bestallung hat, das andere enthält die Badstübchens und Wohnzimmer der Badgäste, auch einen artigen Speisesaal, geräumige Lauben, die aber damals ziemlich haufällig waren, wie ich das Bad besuchte, die Badstübchen sind geräumig, hoch und heiter, in jedem sind vier Kästen, davon zwei durch eine hölzerne Scheidewand abgetrennt sind... Das Quellwasser sammelt sich in einem Sod, allda wird es durch einen Mann in den Badkessel gepumpt und gewärmt.“ Im folgenden Jahrhundert wurde mannigfach neu- und umgebaut und auch heute noch wird das Bad des Wassers und der Verpflegung wegen gern und häufig besucht.

Einen gefährlichen Konkurrenten erhielt Enggiststein in dem angenehmer auf der Höhe gelegenen nahen Rütihubelbad. Das Wifartswilerwasser wurde in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts entdeckt und im Auftrag des Sanitätsrates auf seine Verwendbarkeit hin geprüft. Obwohl es sich als weniger wirksam als Enggiststein erwies, wurde doch ein Bad eingerichtet, das bald durch Umbauten erweitert werden mußte. Wie es vor etwa 100 Jahren ausgesehen hat, erkennen wir aus einer Lithographie, die als Reklame für das Bad seinerzeit Verwendung gefunden hat. Im Jahre 1856 wurde ein drittes zweistöckiges Gebäude errichtet. Auch hier im Rütihubel hat die Neuzeit mit ihren gesteigerten Ansprüchen und Bedürfnissen mächtig Wandel geschaffen und aus dem Bädlein einen allen modernen Anforderungen genügenden Kurort geschaffen, der sich eines

guten Zuspruches erfreut und in dem viele Gäste gern und oft Aufenthalt nehmen, Erholung und Heilung suchen.

Im nahen Seeland luden ebenfalls zwei Bäder die heilbedürftigen Berner zu kürzerem oder längerem Kuraufenthalt ein, wenn Gicht oder andere Übel sie plagten. In der Nähe des

bach über. Um 1830 kam es in den Besitz von alt Regierungstatthalter Müller von Nidau, der ihm zur großen Mode verhalf. Er ließ nicht nur neue Gebäude aufführen und weitläufige schöngepflegte Anlagen errichten, er fügte dem üblichen Badebetrieb auch eine Kaltwasserheilanstalt bei, die als etwas Neues sich starken Zu-



Das Brüttelenbad.

Lithographie aus den dreißiger Jahren (Landesbibliothek).

durch seine Aussicht berühmten Dorfes Ins, auf dem Höhenzug zwischen Großem Moos und Vielersee, das Brüttelenbad, nördlich von Lyß das Worbenbad. Beide schon von alters her bekannt, aber auch erst im 18. Jahrhundert eigentlich entdeckt und in Aufschwung gekommen. Im Jahre 1737 ließ der bernische Fürsprecher Rudolf Rasthofer in Brüttelen ein bequemes, steinernes Badhaus erstellen, das sich rasch eines guten Rufes erfreute. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts ging es durch Kauf an David Wytten-

spruches erfreute. Eine Serie von Lithographien, die das Bad von den verschiedenen Seiten her zeigt und für die nötige Reklame sorgte, läßt die für die damalige Zeit ausnehmend schmutze Anlage des Bades erkennen. Beliebte Berner Ärzte übernahmen die Leitung der Kuranstalt und sorgten durch fachmännische Publikationen für den Ruf des Unternehmens, das lange Zeit in Blüte stand. Der Wandel des Geschmacks und der Heilmethoden brachte das Bad aber etwas aus der Mode. 1893 machte ein Zürcher Kon-

fortium noch einmal einen Versuch, ihm als Kaltwasserheilanstalt zu neuem Aufschwung zu verhelfen, aber es wollte nicht geraten, und im Jahre 1897 übernahm der Staat das Etablissement und wandelte es zu einer Mädchenerziehungsanstalt um, die am 21. April 1898 eröffnet wurde.

wie Brüttelen, hat aber auch die Ungunst der Zeiten nicht so spüren müssen, in steter stiller Entwicklung wußte es seine Kundschaft festzuhalten und sich den Anforderungen seiner immer anspruchsvoller werdenden Gäste anzupassen, so daß es sich auch heute noch eines guten Rufes



Das Sommerhausbad bei Burgdorf.

Lithographie von J. F. Wagner um 1840 (Stadtbibliothek).

Auch das Worbenbad war vermutlich von alters her bekannt und benutzt, aber auch hier setzt das eigentliche BADELEBEN erst im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts ein, als der damalige Besitzer die Gebäude neu aufrichten ließ. Sein Sohn, Fritz Roth, vergrößerte und erweiterte die Anstalt im Jahre 1831 ganz bedeutend, und das Bad, das besonders gegen Rheumatismus sich als wirksam erwies, fand von weither zahlreichen Zuspruch. Es ist nie so in Mode gekommen

erfreut bei Leidenden, die eine ruhige Kur wünschen.

Auch Burgdorf rühmte sich seinerzeit zweier vielbesuchter Bäder. An der Straße nach Wynigen liegt am Saume prächtiger Buchenwälder das Sommerhausbad, dessen Wasser als eisenhaltig gerühmt wurde und die Anlage mehrerer Badkästen veranlaßte, als das Badewesen in Aufschwung kam. Aber alle Analysen vermochten es nicht von anderem guten Quellwasser zu unter-

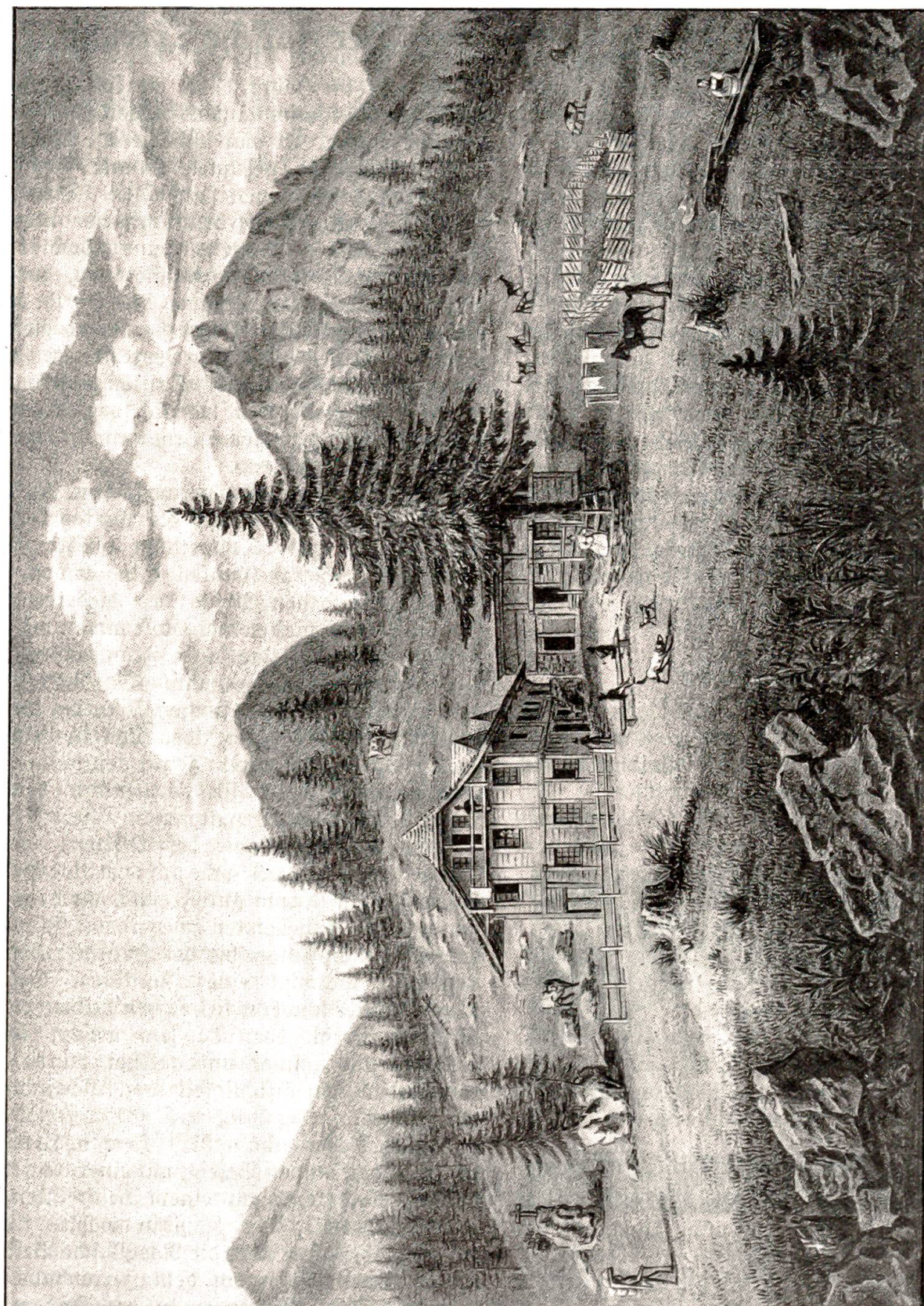
scheiden. „Daher nicht die demselben zuweilen zugeschriebenen besondern Heilkräfte der Anziehungspunkt der Gäste sind, sondern die angenehme Örtlichkeit. Vorzüglich sind es die hinter den Gebäuden unter den dichtbelaubten Kronen hochstämmiger Buchen vorhandenen Anlagen und Einrichtungen, welche die fleißigen und lebenslustigen Bewohner von Burgdorf anlocken, um im kühlen Schatten auszuruhen und fern vom lästigen Stadtgeräusch frische Luft einzuatmen und nach einem Bade einen Restaura-
tionsstoff einzunehmen.“ Die Gebäulichkeiten sind Eigentum der Burgergemeinde von Burgdorf und dienen auch heute noch vorzüglich den unterhaltssamen Vergnügungen. Das Sommerhausbad, „in welchem die Burgdorfer seit mehr als hundert Jahren sich weiß zu waschen versuchen und es doch nie zustande bringen“, dient Jeremias Gotthelf zum Schauplatz seiner ergötzlichen „alten Geschichte zu neuer Erbauung“.

Etwas weiter emmeaufwärts am Fuße der hohen Flühe liegt in lauschigem Versteck das Lochbachbad, dessen Wasser schon frühe als heilkräftig gerühmt wurde, auch im Beginn des 18. Jahrhunderts dem gelehrten Scheuchzer bereits bekannt war. Als aber der Apotheker Morell im Jahre 1787 die verschiedenen schweizerischen Heilbäder untersuchte und beschrieb, fand er am Lochbachbad nicht allzu viel zu rühmen. „Das Bad besitzt 21 Badstüblein, in jedem drei Badkästen, über diesen sind Wohnstuben gebaut. Das Ganze macht zwei Flügel aus, die durch eine hölzerne Laube auf allen Seiten zusammenhängen. Das ganze Gebäud ist überhaupt von altväterischer Bauart. Jenseits dem Hof, dem Portal gegenüber, befindet sich der Keller, nach der Wirtin Ausgag das beste Stück am Bad.“ Wohl wurde es als vortreffliches Gliederbad gerühmt, „aber welches Bad wird nicht vorzüglich als Gliederbad angepriesen?“ sagt schon Morell. Das Lochbachbad versuchte dann wohl in der Folge mit den größeren Ansprüchen Schritt zu halten, aber mehr von sich reden machte um die Jahrhundertwende die Fabrik für Stahlfedern, die der Engländer Harrison im Lochbach erstellte, und später die Bleiweißfabrik, die der Politiker Johann Schnell dort einrichtete.

Einer andern bekannten Bädergruppe begegnen wir am Fuß der Stockhornkette. Weit abseits

vom Verkehr wurden das Schwefelbergbad, das Ottenleuebad und das Längeneibad meist nur von der umliegenden Bevölkerung benutzt, bei der sie als heilkräftige Quellen wohl seit Jahrhunderten bekannt waren. Erst die neuere Zeit mit den günstigeren Verkehrsbedingungen hat sie allgemeiner bekannt gemacht, und besonders der Schwefelberg ist zu einem viel und gern besuchten Kurorte geworden. Vor hundert Jahren wird uns das Schwefelbergbad noch geschildert als äußerst mangelhaft eingerichtet, von beschwerlichem Zugang und statt mit Badewannen nur mit ausgehöhlten Baumstämmen ausgestattet. Trotzdem war die Heilquelle schon lebhaft besucht vom Landvolk. Noch in den sechziger Jahren führten nur schmale Pfade für Fußgänger und etwa noch für Sauntiere nach Schwefelberg und nach dem gegenüber am Südhang der Pseife gelegenen Ottenleuebad, so daß noch ein Führer notwendig war, um den Weg dahin zu finden. Unser Bild zeigt das Schwefelbergbad, wie es vor etwa hundert Jahren ausgesehen hat. Um 1850 wurde ein neues zweistöckiges Gebäude aus Mauerwerk aufgebaut. Es erfreute sich immer großen Zuspruchs, und als es durch eine gute Straße auch dem Verkehr zugänglich gemacht wurde, konnte es sich rasch zu einem modernen Kurhaus entwickeln. Vor etwa dreißig Jahren wurde es gründlich umgebaut und den heutigen Ansprüchen entsprechend eingerichtet, und so erfreut es sich heute großer Beliebtheit, wozu nicht wenig die romantische und gesunde Lage beiträgt. Bei wenigen Berner Bädern haben sich die äußern Bedingungen so von Grund auf geändert wie beim Schwefelberg. Während das Bad früher nur während weniger Sommermonate offen stand und die übrige Zeit des Jahres vollständig verlassen der nächsten kurzen Saison entgegenträumte, herrscht heute im Winter ein fast noch regeres Leben in seiner Umgebung als im Sommer, seitdem das Stockhorngebiet zu einem vielbesuchten Sportplatz geworden ist.

Auf ein ehrwürdiges Alter können auch die Bäder in der Gegend von Steffisburg zurückblicken, Schnittweyer, Schwanden- und Schlegwegbad, wenn sie auch mehr dem Landvolk und der Umgegend dienten. Vom Schnitt-



Schwefelbergbad.
Lithographie von Schnyder in Thun um 1840 (Landesbibliothek).

wenherbad wissen wir, daß es schon im 16. Jahrhundert seinen Dienst tat, und daß im Jahre 1691 ein neues Badhaus errichtet wurde. Seine Blütezeit hatte auch dieses Bad im 18. Jahrhundert, als es im Besitz des Berner Patriziers Tillier war. Aus den Akten des Chorgerichts geht deutlich hervor, daß damals ein recht üppiges Leben dort herrschte, das wiederholt zum Einschreiten veranlaßte.

Wir haben nur ein paar Beispiele herausgegriffen aus den vielen Dutzenden von Bädern, die überall im Bernerland herum durch ihre Heilquellen die leidende Menschheit heranlockten. Viele haben ihre Bedeutung als Kurorte bewahrt, die meisten aber verdanken ihre Zugkraft heute, wo man in jedem Hause eine Badewanne hat, dem Wirtschaftsbetriebe, der, ehemals nur notwendige Zutat, heute zur Hauptsache geworden ist. In den Berner Bädern wird gegenwärtig mehr Waadtländer als heilsames Wasser getrunken, aber ihre Anziehungskraft auf Stadt und Land haben sie beibehalten.

Ein Unheimlicher.

Ein Leipziger trifft in seiner Vaterstadt zufällig einen alten Freund und fragt ihn: „Aus welchem Grunde bist du hier?“ Antwort: „Aus dem Plauenschen Grunde!“

„Nein,“ sagt er, „ich meine, mit welchem Motiv du hierher gekommen bist?“ „Mit dem Lokomotiv“, war die Antwort.

„Warst du schon im Theater?“ „Natürlich“, sagt der Freund.

„Was hat man gegeben?“ — „Zwei Franken!“ „Nein, ich meine, was für ein Stück sie gegeben haben?“ „Ein Zweifrankenstück!“

„Ach Gott.“ „Hat's dir gefallen?“ — „O ja, aber ich bin nicht bis zu Ende geblieben, der letzte Akt spielt nämlich drei Monate später, und so lange konnte ich leider nicht warten!“

In der Mädchenschule.

Lehrer: „Wo sitzt der Verstand?“ — „Im Gehirn!“ — „Richtig. Nun wißt ihr ja, daß das Gehirn bei Männern größer ist als bei Frauen. Was folgt daraus?“ — „Daß die Qualität mehr bedeutet als die Quantität!“

Der falsche Freund.

Es war im Jahre 1741, als sich ein junger polnischer Edelmann namens Rogalla in Preußen ansässig machte. Er war nicht gerade übermäßig mit Geistesgaben gesegnet, nannte jedoch ein bedeutendes Vermögen sein eigen. Diese letzte angenehme Eigenschaft bestimmte vor allem die Erwählte seines Herzens, eine Tochter des Geheimrats Neander in Gumbinnen, zur Annahme des Heiratsantrages, den er ihr durch einen Freund stellte. Denn — um es gleich zu sagen — die beiden jungen Leute konnten allein durch Vermittlung eines Dritten miteinander sprechen. Rogalla war lediglich des Polnischen mächtig, wohingegen seine Braut nur ihre deutsche Muttersprache verstand.

Nun mußte notwendigerweise eine Ehe recht langweilig werden, in der die Gatten sich nur mittels des als Dolmetscher tätigen Hausmeisters unterhalten konnten. Ging es doch kaum an, sich durch den Mund des biedereren alten Mannes Zärtlichkeiten und Rosenamen zu übermitteln. So suchte die junge Frau nach anderer Zerstreuung, als ihr die stumme Öde ihres Heims geben konnte. Einem jungen Kapitän, der bei dem leichten Feldregiment zu Lyck in Garnison stand und ihr vor ihrer Heirat feurig den Hof gemacht hatte, ließ sie gelegentlich deutliche Beweise ihrer Gunst zukommen. Herr v. Leps — dies war der Name des Offiziers — versäumte nicht, fleißig Besuche auf dem Rogallaschen Gute zu machen und gut Freund mit dem Ehemann seiner Angebeteten zu werden. Es währte dergestalt nicht lange, bis der Hausherr den unsichtbaren Schmuck eines stattlichen Geweihs trug. Immer schwerer fiel es den beiden Liebenden, daß sie sich jeden Tag von neuem trennen mußten, und immer unbequemer wurde ihrer wachsenden Unvorsichtigkeit der nichtsahnende gute Rogalla.

Eines Tages nun erhielt Herr v. Leps von seinem Obersten den Befehl, mit einer kleinen Abteilung Soldaten nach einem bestimmten Ort zu marschieren. Der Kapitän wählte klüglich den Weg so, daß er über die Rogallasche Besitzung führte. Dort ließ er vor dem Herrenhaus halten. Dann stürzte er in das Innere, zog